

Zwei Bergfahrten

Autor(en): **Coaz, J. / Simmler, T.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden**

Band (Jahr): **7 (1860-1861)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-594644>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IV.

Zwei Bergfahrten.

1. Ersteigung des Piz Valrhein.

Den 13. Sept. 1861.

Beschreibung von Forstinspector **J. Coaz.**

(Mit einem Profil.)

Ein Kamingespräch im Gasthof Brocco zu St. Bernhardin brachte das längst von mir gehegte Projekt der Ersteigung des Piz Valrhein zur Reife. Es ist dies die höchste Bergspitze im Gebirgsstock des Adula, im Hintergrund des Rheinwald. Herr Kreisförster Zarro und zwei andere sich eben in St. Bernhardin aufhaltende Herren entschlossen sich, Gefahr und Genuss der Ersteigung mit mir zu theilen.

Denselben Abend noch trafen wir die erforderlichen Anstalten zu der kleinen Expedition. Folgenden Tags setzten wir über den Bernhardin, vervollständigten in Hinterrhein unsern Reisebedarf und nahmen Peter Ant. Jellienn von Vals zum Führer. Nachmittags brachen wir nach der 2 $\frac{1}{2}$ Stunden entfernten, am Fusse des Hinterrhein- oder Zaportgletschers gelegenen Alp Zaport auf. Der Weg führte etwa 10 Minuten

über die Landstrasse bis zur Brücke, welche nach dem rechteitigen Rheinufer in die zahlreichen Kehlen des Bernhardinerpasses hinüberführt und mit ihren Schutzwehren als erstes Gängelband den jungen Rhein beengt und ihm seinen Weg vorschreibt. Hier verliessen wir die Landstrasse, um dem linkseitigen Rheinufer entlang die Alp zu erreichen. Eine kurze Strecke kamen wir über ebene Wiesflächen, dann über Sand und Geröll, welches die ganze, wenige hundert Fuss breite Thalsohle ausfüllt. Das war die raue Wiege des lebensfrischen, kräftigen Gebirgssohnes, des Hinterrheins. In den verschiedensten Curven schlenderte er dahin mit hellen Kieseln, Feldspathkrystallen und Glimmerblättchen und mit niedlichen Alpenpflanzen spielend, welche sich im Sande sporadisch angesiedelt. Dieses anmuthige Schauspiel verwandelt sich aber in einen merkwürdigen Gegensatz, wenn ihn schlechte Laune befällt. Dann tobt der junge Bursche gewaltig, wirft sein Spielzeug wild durcheinander und schlägt um sich, dass einem bange werden möchte, wüsste man nicht, dass seine Wiege hoch und fest gezimmert ist.

Wir trafen ihn in sehr ruhigem Zustande, denn die kühlen Herbsttage liessen ihm seine Gletschermilch nur spärlich zufließen. Um so schöner glänzte sein blaues Auge, um so liebenswürdiger war sein Blick, um so offener kam er uns entgegen. Wir durchschauten sein Innerstes wie den reinsten Bergkrystall. Indess war es ihm doch nicht gegeben, den Schalken ganz zu verläugnen. An einer Stelle hatte er sich quer über die Thalsohle hingelegt und seine Füsse derart gegen einen Felsen gestemmt, dass wir uns gezwungen sahen den Felskopf zu übersteigen.

Die Gebirgswände, welche diess Thal einschliessen, bestehen aus krystallinischen Gesteinen, meist aus Gneiss, welcher stellenweis sich zum Glimmerschiefer neigt, anderseits in einen

Gneissgranit übergeht. Die Hänge sind streckenweis mit Alpenerlen (*Alnus viridis* D. C.) bewachsen, welche den Bewohnern von Hinterrhein den grössten Theil ihres Brennbedarfes liefern. Zwischen und über diesen Niederwaldbeständen bis in die Felsen des Moschel und Kirchalphorns hinauf erstrecken sich die Bergmäder, wo das feine, kurze Gras alle 2—3 Jahre nicht ohne Gefahr gemäht und zu Thal gebracht wird. Ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde innert der Rheinbrücke steht der letzte Fichtenbestand, 1650 Met. ü. M. Er ist sehr licht und im Eingehen begriffen, obwohl von den Besitzern ängstlich vor jeder Abholzung bewahrt.

Nachdem wir volle 2 Stunden in der Thalsohle fortgewandert, verengte sich dieselbe dermassen, dass der Rhein sie vollständig einnahm. Ein schlechter Pfad führte allmählig einige hundert Fuss in die Höhe und in einer unbedeutenden Terrasse des Hanges, zwischen Trümmergestein, fanden wir die Alp Zaport. Von einem nahen Hügel herab telegraphirten zwei Vierfüsser in ihrem gewohnten alten Balkensystem und berichteten uns, dass die Alp von einem italienischen Schäfer gepachtet sei, denn nur diese besitzen im Kanton solche Telegraphisten und Säger in ihrem Begleit.

Der Padrone (Pächter) befand sich allein in seinen 4 Mauern; seine drei Hirten lagen noch bei ihren Schafheerden, welche sie den ganzen Tag nicht verlassen und erst bei einbrechender Nacht in die Alphütte zurückkehren. Nach der ersten Begrüssung erkundigten wir uns zunächst nach einem Nachtlager. *Vogliono favorire del nostro letto?* Es bestund dies, wie allgemein in hiesigen Alpen, aus einem erhöhten Bretterboden mit einer Schicht Heu oder Stroh und wollenen Decken. Wir zogen es indess, gewisser Befürchtungen wegen, in einem Heuhaufen unweit der Alphütte Nachtquartier zu nehmen, welchen die Hirten unter einem grossen Felsblock

zusammengebracht, mit einer Trockenmauer umschlossen und mit Brettern bedeckt hatten.

Nach dieser Richtung hin beruhigt, lagerten wir uns um den Heerd und schauten dem Padrone zu, wie er uns in einem über dem Feuer hängenden Kessel eine Pulenta bereitete, welche mit Milch und süßem Zieger (Puigna) den Hauptbestandtheil unseres Abendessens bildete.

Bevor wir uns zur Ruhe begaben hielten wir uns noch einige Zeit vor der Sennhütte auf, angesichts desjenigen Theils des Zaportgletschers, welcher im Circus des Vogelsbergs sein Hauptlager hat. Dieser Gletscher vermag sich nicht bis in die Thalsole zu erstrecken, indem die vorgeschobenen Eismassen an einer hohen, schroffen und felsigen Wand abbrechen und in Form von Eislawinen mit donnerähnlichem Rollen und Rauschen in die Tiefe stürzen, am Fusse des Hanges und bis in den Rhein hinein steile Schuttkegel von Eistrümmer bildend. Je nach der Witterung und der im vorangegangenen Winter gefallenen Schneemasse rückt der Gletscher schneller oder weniger schnell vor und wiederholen sich die Gletscherbrüche und Eislawinen in kürzeren oder längeren Zwischenräumen.

Unterdessen waren die Schafhirten angelangt und hatten sich an die Abtragung eines ganzen Berges gelber Pulenta gemacht. Mit einem hölzernen Schöpfelchen stachen sie ein Stück nach dem andern weg und formten die Stücke mit den Händen zu Ballen. Ein Bissen Pulenta und ein Bissen Käs folgten sich nun regelmässig, so lange Material zur Hand war. Nach dieser Scene einer pulentavertilgenden italienischen Schäfergruppe begaben wir uns nach unserer Schlafstätte. Der Padrone leuchtete uns mit einer Oellampe bis wir uns im Heu gehörig verkrochen und die mitgebrachten wollenen Decken über uns ausgebreitet hatten; dann wünschte

er buon riposo, zog sich durch die Maueröffnung zurück und schloss dieselbe durch Anstützen einiger Bretter.

Wir schliefen vortrefflich. Die Gletscherlavinen rauschten gedämpft in unsere Träume hinein, ohne uns aufzuwecken. Dagegen rief uns das erste schwache Licht der Morgendämmerung wach und der Heuhaufen wurde lebendig. Einer nach dem andern schlüpfte aus seinem warmen Lager hinaus in den kalten aber schönen Morgen. Der Boden war gefroren.

Nach einem gediegenen Frühstück machten wir uns morgens 6 $\frac{1}{2}$ Uhr marschfertig und verfolgten sodann den Pfad, welcher zu den Schafweiden im Hintergrund des Thales führt. Nach ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde stiegen wir über eine felsige Schlucht hin, in deren Tiefe ewiger Schatten liegt und wo der Schnee im Sommer nicht wegzuschmelzen vermag.*) Am Ausgang der Schlucht braust der Rhein in tiefausgewaschenem Felsenbett wildschäumend vorbei. Dieser schaurige Ort heisst die Hölle. Und kaum hat dieser schreckliche Name das Ohr des starr in die Tiefe Blickenden berührt, so bekleiden sich auch bereits die dunklen Felswände mit Teufelsgestalten, welche in Felsvorsprüngen und Klippen ihr höllisches Wesen treiben, Felstrümmer einander zuwerfend und einander in die Abgründe stürzend. Andere durchwaten den wildaufgeregten, schaum-sprühenden Rhein, mitten in den Fluthen und zwischen Felsblöcken sich balgend und quälend. Am jenseitigen Ufer suchen die Teufel die Felsen zu erklimmen, über welchen eine grüne Oase liegt mit den feinsten und schönstblühenden Kräutern bewachsen — das Paradies. Es gelingt den sich

*) Ein Riss in Hornblendeschiefer nach Prof. Theobald, von andern für Serpentin gehalten. Unweit dieser Stelle findet sich ein schöner weisser Quarz mit Granaten, der auch an der Rheinquelle ansteht.

mühenden Teufeln aber nimmer und sorglos weiden sanfte Schäflein auf Paradieses Fluren. Aber auch dieses Schafparadies scheint allmählig verloren zu gehen, denn es füllt sich immer mehr mit Trümmergestein und Schutt und der Aufenthalt daselbst wird immer gefährlicher.

Nach einem Marsch von einer weitem halben Stunde befanden wir uns unweit der Rheinquelle. Da meine Gefährten noch nie da gewesen, so machten wir den kleinen Abstecher, um die einsame Geburtsstätte unseres berühmten Landsmanns zu besichtigen und dem ewig sich Verjüngenden unsern nicht ganz neidfreien Morgengruss zu bringen. Zwischen Moränenschutt und Felsen öffnet sich am Ende des gewaltigen Gletscherstroms, welcher im Hintergrund des Thales am Fusse des Piz Valrhein seinen Ursprung nimmt, ein weites Eisthor. Aus diesem tritt der Neugeborne als ein blauäugiger, weisslockiger, aufbrausender Junge zu Tage, nachdem er lange Zeit tief unten im Gletschergrund bahnbrechend seine Kräfte versucht und gesammelt und rastlos treibt ihn das Gesetz der Schwere in den interessanten Lebenslauf hinein, welchen die Configuration der Erdoberfläche ihm angewiesen.

Von dieser denkwürdigen Stätte zurückgekehrt folgten wir dem verlassenen Pfad weiter über felsige Weiden. In einer muldenartigen Vertiefung trafen wir eine Schafheerde, welcher der sorgliche Hirt hier eine warme und bequeme Zufluchtsstätte für die Nacht angewiesen hatte. Dieser Ort heisst, um die drei interessantesten Localitäten menschlicher Phantasie vollständig zu machen, das Purgatorium. Unweit ob demselben erhebt sich ein hügelartiger Gebirgsvorsprung, gegen welchen der Gletscher anschwellt und von seiner östlichen Richtung südöstlich abgelenkt wird. Wer einmal bis zur Rheinquelle vorgedrungen ist, versäume es nicht, diese Anhöhe zu ersteigen, von welcher man einen Gesamtüber-

blick über den Zaportgletscher und die ihn einschliessenden Gebirge hat, mit dem Piz Valrhein im Hintergrunde.

Von hier führt ein pfadloser Pass durch die sog. Plattenschlucht und über den Canalgletscher zur Canalalp und nach Vals.

Wir setzten unsere Reise am südlichen, schroffen und felsigen Thalhange, auf einem bald auf- bald abwärtssteigenden und oft sich verlierenden Pfade fort, welchen die Schafe auf ihren Zügen getreten. Weiter hinten stiegen wir auf den Gletscher hinunter und erreichten auf diesem Wege gefahrloser und rascher die Tiefe des Thales. Wir kamen an einigen schönen Gletscherbrunnen oder Mühlen und Gletschertischen von 3—4' Höhe vorbei und gegen den Gletscherrand hin hatten sich zahlreiche maulwurfshaufengrosse Sandhügel gruppiert.

Zu hinterst des ziemlich sanft ansteigenden Gletscherstromes betraten wir wieder den Südhang des Thales, wo die letzten Weideplätze liegen, ungefähr 3½ Stunden von der Zaportalp entfernt. Hier lagerten wir uns an einem Gletscherbach und breiteten auf dem herbstlichen Rasen unsere Vorräthe zur frugalen Mahlzeit aus.

Vor uns lag der grosse Gletschercircus zwischen dem Vogelsberg und dem Piz Valrhein, der eigentliche Sammelkessel der ungeheuren Schneemassen, aus welchen der grosse Strom des Zaportgletschers seinen Firn und seine verschiedenen Eissorten zusammenbackt. Der Gletscher ist nicht stark zerrissen und da die oberen Regionen mit etwas frischem, vor wenigen Tagen gefallenem Schnee bedeckt waren, traten die Spalten jetzt um so weniger hervor.

Ich erkundigte mich bei unserem Führer nach der Stelle, wo vor einigen Jahren ein Gemsjäger in einer Gletscherspalte seinen Tod gefunden. Der Führer zeigte hinüber an den

Fuss des Vogelsberg und machte uns auf eine, von unserm Standpunkt aus kaum wahrnehmbare Spalte aufmerksam, welche horizontal den Gletscher durchschnitt.

Der Verunglückte, so lautete die Erzählung*), ein kräftiger, gewandter und kühner Gemsjäger, hiess Sebastian Stoffel und war während des Sommers 1854 Hirt in der Zaportalp. Den 1. September, dem ersten Tag der eröffneten Gemsjagd, nahm er früh schon seinen Stutzer zur Hand und verliess die Alphütte. Der Tag verging, die Nacht kam, aber der Jäger blieb aus. Die Aelpler wurden besorgt, doch durften sie noch der Vermuthung Raum lassen, ihr Kamerad sei in einer andern Alphütte des Gebirgs oder vielleicht sogar im Freien übernachtet, um den kommenden Morgen bei Zeiten zur Stelle zu sein.

Die Sonne beschien zum zweiten Mal das Adulagebirge, zum zweiten Mal glühte das Abendroth von den Gletscherkuppen, aber Stoffel kehrte auch heute nicht nach der Alp zurück. Jetzt war kaum mehr zu zweifeln, dass er verunglückt. Ein Hirt wurde mit dem Bericht hinüber nach Vals, seiner Heimath, gesandt, von wo sich sogleich mehrere seiner Freunde aufmachten, um den Vermissten aufzusuchen. Sie durchstreiften Gebirg und Gletscher einen vollen Tag, ohne die geringste Spur von Stoffel zu finden.

Den 9. September zogen, Morgens 2 Uhr, 18 Valser vereint aus, mit Seilen und Aexten versehen, überstiegen die Plattenschlucht und begingen den Zaportgletscher in der gewöhnlich von den Gemsjägern eingeschlagenen Richtung. Als sie den sog. Paradiesgletscher**) überschritten, erblickten sie

*) Ich vervollständigte dieselbe durch seither erhaltene Mittheilungen des Hrn. Jos. Ant Schmid, erster Vorsteher von Vals.

**) Ein Theil des Zaportgletschers.

am Rande einer trügerisch mit Schnee bedeckten Gletscherpalte einen Bergstock. Es war in der That der bekannte Jagdstock des Gesuchten und die Stelle unzweifelhaft gefunden, wo den verwegenen Jäger sein trauriges Verhängniss erreicht.

Die wackeren Valser waren sogleich entschlossen, die Leiche ihres Kameraden der schaurigen Gletschergruft zu entreissen. Clemens Furger war der muthige Mann, welcher sich bereit fand die Fahrt in diese finstere, eisige Unterwelt zu wagen. Man band ihn an ein langes Seil, welches man aus 5 Heuseiler zusammengesetzt hatte und liess ihn in die circa 4' breite, nach unten sich allmählig keilförmig verengende Spalte hinuntergleiten. Immer weiter und weiter in den Grund des Gletschers sinkend, sah sich Furger in einer Tiefe von circa 60' plötzlich der starren Leiche seines Freundes gegenüber. Sie war aufrecht in die Spalte eingeklemmt und eingefroren. Die eine Hand hielt das Sacktuch gegen die Stirn. Neben dem Jäger lag in der Spalte die erbeutete Gemse. Der Stutzer und das Weidmesser waren tiefer gefallen. Vier in die Eiswände eingeschnittene Tritte gaben die entsetzliche Versicherung, dass der Jäger nicht in Folge des Sturzes, sondern durch Kälte und Mangel an Nahrung seinen Tod gefunden. Noch schaudervoller ist die Vermuthung Furgers, dass der Verunglückte die Möglichkeit eingesehen, sich mit Hülfe seines Weidmessers in die Höhe zu arbeiten, aber mit den Füßen so fest in die Spalte eingeklemmt war, dass er sich nicht mehr losmachen konnte und somit fern von jeder Hülfe, hoffnungslos, bei gesundem Körper und klarem Bewusstsein, mit all' den herzerreissenden Gedanken an sein Weib und seine 6 kleinen Kinder den finstern Todesengel sich ihm nahen sah, bis seine Sinne sich verdunkelten.

Mit diesen beklemmenden Gedanken machte sich Furger daran, den Leichnam seines Kameraden aus dem zähen Gletschereis herauszuhauen. Bevor er aber mit dieser traurigen Arbeit zu Ende war, drohten ihn seine Kräfte zu verlassen. Das was er geschaut und empfunden wirkten im Dunkel der eisigen Gletscherspalte zu überwältigend auf seine sonst starken, nicht so leicht erregbaren Sinne; er musste sich hinaufziehen lassen an das Tageslicht, in die warme freie Luft der Gletscheroberfläche und in die kräftigende Mitte seiner Gefährten.

Nachdem er sich erholt, liess er sich zum zweiten Mal in die verhängnissvolle Spalte hinunter, und diesmal gelang es ihm nicht nur die Leiche des Jägers, sondern auch die erbeutete Gemse vom Gletscher zu lösen und mit Hilfe seiner Gefährten aus der kalten Gruft zu heben. Denselben Tag noch wurde die Leiche mit grosser Anstrengung über die Plattenschlucht hinüber nach Vals getragen, um in geweihter Erde bestattet zu werden.

Diese ergreifende Erzählung war nicht geeignet, uns zu der Ersteigung des Piz Valrhein zu ermuthigen. Wir liessen uns aber nicht abschrecken und stiegen, nach $\frac{3}{4}$ stündigem Aufenthalt, die kleine, thalähnliche Vertiefung zwischen dem Guferhorn und Piz Valrhein hinauf, erreichten bald die Grenze des frischgefallenen Schnees und zu oberst im Thal den begletscherten Sattel, welcher nach dem Lentathal und Zavreila hinüberführt. Auf einer grossen schneefreien Platte machten wir einen kurzen Halt, stärkten uns mit einem Schluck aus der Feldflasche und stiegen sodann, uns links wendend, die mässig steile Gletscherwand hinan, welche sich allmählig zu einem begletscherten Grat verschmälert, aus dem vereinzelte Felsen heraustreten und der nach rechts sich

schneefrei

gegen den zerrissenen Lentagletscher, links fast senkrecht gegen den Zaportgletscher abfällt.

Die Müdigkeit eines unserer Gefährten gieng hier in Erschlaffung über, so dass er zurückbleiben musste.

Den Grat weiter verfolgend kamen wir zu einer Stelle, wo er sich zu einem 4 bis 5 Fuss breiten, mauerförmigen Felsrücken erhebt. Oestlich hängt derselbe so stark über, dass einzelne Löcher der entgegengesetzten Seite in die Tiefe des Zaportgletschers hinunterführen. Die Felsmauer war mit schmelzendem Schnee bedeckt, so dass wir es vorzogen, westlich unter derselben durchzusteigen, obwohl die Spur eines Berghasen über die Mauer führte und somit vier Hasenfüsse den verwegeneren Weg eingeschlagen hatten.

Nachdem wir diese nicht ganz gefahrlose Stelle überschritten, erweiterte sich der Grat wieder in eine breite, nur ganz allmählig ansteigende Firnfläche, welche sich weiter oben ziemlich plötzlich in einer steilen, von einigen breitklaffenden Gletscherspalten durchzogenen Gletscherwand zur höchsten Spitze des Valrhein erhebt. Nur mühsam drangen wir vorwärts, indem wir 1—2 Fuss in den von der Mittagssonne aufgeweichten Firn einfielen. Ein zweiter unserer Reisegefährten sank ermattet in den Schnee und blieb zurück. Auch unser Führer wurde, wie er später gestund, von Kopfweh und Mattigkeit ergriffen, zwang sich aber mit festem Willen vorwärts und so langte der kleine Rest der Gesellschaft bei der letzten steilen Gletscherwand an, welche wir von ihrer nordwestlichen Seite erstiegen, die Spalten an Stellen überschreitend, wo sie mit Firn überbrückt waren. Um 12¹/₄ Uhr war das hohe Ziel unseres Strebens erreicht, zufällig am Jahrestag der ersten Berninaersteigung, den 13. September.

Die höchste Spitze des Piz Valrhein ist mit Eis und einer schwachen Firndecke bekleidet. Sie fällt nach O und N sehr

schroff, gegen W steil ab. Gegen Süden zieht sich, circa 200 Fuss weit, ein giebelförmiger, schwach geneigter Grat, in welchem wir eine schneefreie Erweiterung und am östlichen Rand derselben, gegen das Rheinwald hin, die Reste eines Steinsignals fanden. Wessen Hände haben hier die Steine von der Stelle bewegt, wo sie der Erdgeist hingelegt, und wessen Füße haben diesen reinen Naturboden zum ersten Male betreten? Sehr wahrscheinlich war es der grosse Freund und Kenner unserer Gebirgswelt, Pater Placidus a Spescha, Conventual des Klosters Disentis, welcher im Jahr 1789 den Piz Valrhein erstieg. Herr J. Weilemann von St. Gallen, der als der 2. Ersteiger (1859) bekannt ist, fand das Signal bereits vor.

Wir liessen uns auf den von der Sonne erwärmten glimmerreichen Gneissplatten nieder, zogen die durchnässten Stiefel und Strümpfe von den kalten Füßen und trockneten sie bei einer Lufttemperatur von $+ 6^{\circ}$ R. Auch der Magen verlangte unserer Fürsorge, — alles innere, häuslich-menschliche Geschäfte, welche die Schwingen des kühnen Falken, der das Haus bewohnt, fest im Zaume halten.

Nun zur Aussicht!

Ein Blick auf die Karte wird sogleich bei Jedermann den Gedanken rufen, dass das ziemlich gegen den Mittelpunkt der Schweizeralpen liegende und im Piz Valrhein bis 3398 Met. = 11,327 Schw. Fuss sich erhebende Adulagebirge einen grossartigen und übersichtlichen Blick über dieselben und eine weite Aussicht nach Süden bieten werde. Und wirklich schaut das Auge in einem Nu vom ~~Montblanc~~ bis weit in die Tyro-*Matterhorn* ler-Alpen hinein und vom Finsteraarhorn und Tödi bis zu den Apenninen.

Orientiren wir uns näher, so sehen wir direkt zu unsern Füßen vier Thäler ihren Anfang nehmen, das Rheinwald

nach Osten ziehend, das Lentathal nach Norden, Val Carasina nordwestlich und Val Malvaglia nach Süden. Von der gesammten Adulagruppe gehen aber im Ganzen zehn Thäler aus, welche ihre Wasseradern in die grossen Flussgebiete des Rhein und Po trennen und durch dieselben dem atlantischen Ozean und adriatischen Meere zuwenden, entgegengesetzte Richtungen verfolgend und circa 7 Breiteregrade von einander in die Meeresbecken einmündend.

So fliessen der Blegno, die Moesa und Calancasca südlich, vereinigen sich mit dem Ticino, welcher bald darauf im Lago maggiore sich verliert, bei Sesto wieder auftaucht und unter Pavia in den östlichen Strom des Po hineingezogen wird.

Im Osten des Piz Valrhein sammeln sich unterm Zaportgletscher die ersten Wasserriesel des Hinterrheins und nördlich, vom Lenta-Canal- und Fanell-Gletscher die verschiedenen Alpenbäche, welche im Glenner unter Ilanz mit dem Vorderrhein sich verbinden. Beide, der Hinter- und Vorderrhein, wirbeln am felsigen Fusse des schönen Reichenauer Gartens ihre Wasser durcheinander zum vereinten Rheinstrom.

Die Gletscher des Adulagebirges liegen auf dessen östlicher und nördlicher Abdachung, ein einziger von Bedeutung, derjenige von Brescian, auf der westlichen, keiner aber südlich*), denn die Gebirgswände gegen Süden sind zu schroff und zu tief abfallend, als dass grosse Schneemassen sich ansammeln und erhalten könnten. Weitaus die grösste Ausdehnung besitzt der Zaportgletscher mit circa 3625 Juch. Flächenraum.

Das Querprofil der Alpen am Adulagebirge senkt sich durch die sehr tief in Gneiss und Glimmerschiefer eingebet-

*) Wenn man den südöstl. liegenden unbedeutenden Gletscher von Stabbio nicht dazu zählen will.

teten Meridianthäler auffallend rasch nach Süden, um sich bis zum mittelländischen Meer nicht mehr erwähnenswerth zu heben. Es sind dies Spältenthäler mit so schroffen Seitenhängen, dass fast keine Ortschaften dieselben bekleiden; dagegen schiessen prachtvolle Wasserfälle in Schaumpfeilen von den abgebrochenen Gebirgsschichten in die Thalsohlen.

Anders zeigt sich die Configuration des Bodens nach Norden. Die Thäler verlaufen zwar auch mehr oder weniger im Meridian, aber mit viel schwächerem Gefäll und mit breiten, starkbevölkerten Hangterrassen, um dann wieder in die hohen Gräte der Tödikette hinaufzusteigen. So senkt sich der Boden südlich bis Bellinzona auf eine Entfernung von 7 Schweizerstunden*) um 3176 Met., nördlich bis nach Ilanz auf 6 $\frac{1}{2}$ Stunden, aber nur um 2680 Met. Das einzige parallel mit dem Hauptgebirgszug verlaufende Thal der Adulagruppe von einiger Bedeutung ist das von Westen nach Osten sich erstreckende Thal des Hinterrhein, welches in zwei schwachgeneigten Terrassen, Rheinwald und Schams und eben so vielen Stromschnellen, Roffla und Viamala, sich in's Domleschg senkt.

Nicht vergessen dürfen wir, dass wir uns hier, auf dem Piz Valrhein, am Berührungspunkt der lepontinischen und rhätischen Alpen befinden. Das Adulagebirge ist daher wie der Monte-Rosa, von welchem die peninischen und lepontinischen Alpen ausgehen, ein Hauptglied im schweizerischen Alpen-Gebirge.

Aber auch in geognostischer Beziehung nimmt es eine hervorragende Stelle ein. Wie schon gesagt, besteht das Adulagebirge aus den krystallinischen Gesteinen, Glimmerschiefer und Gneiss mit Uebergängen in Granit. Die Fallrichtung im Allgemeinen ist N. O. und schneidet somit das Streichen der Alpen fast senkrecht.

*) 1 Schw. Stunde = 4800 Met.

Die Grundlage dieser Gruppe ist jedenfalls im Val Blegno zu suchen, wo, nach Prof. Studer, an der Cima Cimano ein schöner Gneis mit grossen Feldspatkrystallen gefunden wird, den er als die höchste Entwicklungsstufe des Feldspathgesteins dieser Gruppe betrachtet.

Es sind Gründe vorhanden, die Erhebung des Adulagebirgs für älter zu halten als diejenige der jüngsten Erhebung der Alpen, so dass nicht die Adulakette die Alpenkette, sondern diese jene schneidet.

Das Adulagebirge wird nach N. O. u. W. von Schiefer begrenzt und nur nach S. setzt sich der Glimmerschiefer und Gneis fort, jedoch in abnehmender metamorph. Ausbildung. Nach Prof. Theobald beginnt von Osten her das kristallinische Gebirge bei Hinterrhein, allein die Schiefer von Splügen streichen einerseits über den Bernhardin bis etwa an die Burg Misox, anderseits über den Splügenerberg bis weit ins Val St. Giacomo. Beide Pässe verdanken der Anwesenheit des Schiefers ihre tiefen Einsattlungen. Auf der nördlichen Seite lagern sich die Schiefer vom Valsenberger um die Adulagebirge und streichen durch den Hintergrund von Vals und Vrin über die Terri und Guda nach der Greina und dem Lukmanier.

Werfen wir unseren Blick in weitere Fernen, so liegt im Osten zunächst das bündnerische Gebirgsnetz vor uns, mit den bekannten Bergspitzen, welche als kolossale Marchsteine die Züge der Gebirge und Thalschaften angeben. Keines der wichtigern Häupter fehlt, alle treten in ihrem eigenthümlichen Charakter deutlich hervor, von der Tödi- und Rhätikon-Kette bis hinüber zur Berninagruppe und den Unterengadiner Bergen, an welche die gletscherreichen Tyrolergebirge sich anschliessen. In dieser östlichen Richtung bietet sich dem Auge eine reine Gebirgsaussicht, keine Thaltiefen, keine Ortschaften

sind zu erspähen; einzig der, auf einer Anhöhe stehende Kirchturm von Splügen ist als winzige Säule erkennbar. Sehr übersichtlich zeigt sich die Tödikette in ihrer ganzen Fronte. — In der Richtung von Trons ist ihr südlicher Abhang bis tief in die Waldregion, gegen Fellers bis weit in die Alpweiden herunter aufgedeckt.

An die Tödikette schloss sich im Profil diejenige vom Titlis bis zu den Berner Alpen an, mit dem Sustenhorn und charakteristischen Galenstock. Die Riesen der Schweizer-Alpen, das Schreck- und Finsteraarhorn mit ihren Gesellen, ragten stolz empor und die Berner-Alpen liessen sich bis zum Diablerez verfolgen. Weiter im Gesichtskreis, westlich vom Piz Valrhein, erhoben sich die Wallisergebirge mit dem erhabenen, breitrückigen Monte Rosa auf ihrer äussersten Linken. ~~Der~~ ^{Der Sa. Matterhorn} ~~Montblanc~~ war nur über die Achseln der anderen Gebirge (der Mischablerhörner?) sichtbar.

In gleicher, westlicher Richtung, aber unserm Standpunkt näher gerückt, lagen, in ihrer ganzen Länge unsern Blicken geöffnet, Valle di St. Maria und Valle di Campo vor uns, zwei entlegene Alpenthäler, welche erst durch das Projekt einer Lukmanier-Eisenbahn die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zogen. Im Blegnothal war Ponte ~~Valtellino~~ ^{Valtellino} sichtbar mit dem östlichen Thalgelände und an der Ausmündung des Thales in das Valle Leventino die kleine Ebene von Biasca.

Treten wir wieder zurück zum Monte Rosa, so fällt das Profil über die südlichen Ausläufer der hohen Grenzkette zwischen Italien und der Schweiz in die piemontesische Ebene ab, an welche sich weiter links, über dem Monte Cenere hin, die lombardische Ebene anschliesst. In der Tiefe derselben glaubten wir durch den Dunstkreis, welcher am Horizonte lagerte, die Apenninen zu erkennen.

Pl. a Spescha behauptet in seiner Beschreibung der Ersteigung des Piz Valrhein mit Bestimmtheit, die Apenninen und speziell die Bocchetta bei Genua, glaubt sogar das mittelländische Meer und Corsica gesehen zu haben.

Da diese nicht uninteressante und viel Humor enthaltende Beschreibung nur im Manuscript und einzelnen Abschriften vorhanden ist, so enthebe ich derselben einzelne Stellen.

Veranlassung zu der Ersteigung gaben drei Doktoren der Medizin, Rungger von Bern, Akermann von Mainz und Domeier von Hannover, welche den Hinterrheingletscher besuchen wollten, sich aber nach Medels im Oberland verloren hatten. Spescha nahm sich der Verirrten an und führte sie über den Valslerberg nach Rheinwald. Bei der Ersteigung des Piz Valrhein schlug er (wie auch Weilenmann 1859) den von mir beschriebenen, diesseits der Alpen einzig möglichen Weg ein. Beim Sattel gegen das Lentathal angekommen, wollte ihr Führer nicht mehr weiter,« allein der beherzte Schafhirt, der uns von der Zaportalp begleitet hatte gieng voraus, ich ihm nach und die Herren Doktoren hinten drein. Bald -ergriff mein Nachfolger meine Kutte und die übrigen boten sich gegenseitig die Stöcke. Allmähig wurde mir die Sache aber doch zu beschwerlich und zu gefährlich, da die Doktoren mich öfters rückwärts rissen ; ich griff daher meinerseits nach dem Stock des Hirten«. Als sie an den obersten Gletscherhang kamen, sagt er: «Rungger, mein Hintermann, glitt aus, ich sprang ihm nach, ergriff ihn und stellte ihn wieder in Reih' und Glied. Er wäre zwar nicht erfallen, aber seine Kleider und Haut hätten zerrissen werden können. Dieser Vorfall machte auf die Herren einen solchen Eindruck, dass sie nicht

*) Es giebt auch eine Ortschaft Medels im Rheinwald.

weiter zu bringen waren. Damit sie sicher ausruhen könnten, machten wir ihnen Sitze in den Firn und dann gieng ich mit dem Schafhirten vorwärts bis über eine Gletscherspalte, in welche sein Stock fiel. Nun war auch er nicht mehr zu bewegen, die nicht mehr ferne höchste Spitze zu ersteigen. Auf alle meine Vorstellungen antwortete er kurz: mi nò! mi nò! (ich nicht! ich nicht!)» und so war a Spescha denn gezwungen, allein den Piz Valrhein vollends zu ersteigen, was ihm auch gelang.

Auf der Rückkehr traf er seine Gefährten alle noch genau an den Stellen, wo er sie verlassen. Die gelehrten Herren gaben ihm beim Heruntersteigen aber noch viel zu thun. Er erzählt: «Rungger glitschte an einer Firnwand aus und fuhr gegen mich her wie ein Pfeil. Eiligst sprang ich auf ihn los und erfasste ihn bevor er das Steinlager erreicht hatte, in welchem er sich Hals und Bein hätte brechen können. Kaum war dieser aus der Gefahr gerettet, glitschte Ackermann aus. Als ein sehr schwerer Herr war seine Niederfahrt um so schneller und heftiger. Ich sprang aber auf ihn wie ein Jochgeier, meine Glieder krakten, aber der Herr Doktor kam mit heiler Haut davon.»

Herr Weilenmann von St. Gallen erstieg den Piz Valrhein ganz allein, ein allerdings etwas verwegenes und nicht anzurathendes Unternehmen.

Bevor wir die Spitze des Piz Valrhein verliessen, zeichnete ich noch in Eile das Gebirgs-Profil vom Monte Rosa bis zum Oberalpstock, während mein College Zarro und der Führer den Steinmann wieder aufbauten, und eine kleine Fahne aufpflanzten. An den Fuss des Signals legten wir unsere blecherne Butterbüchse mit unsern Karten und einigen Scheidemünzen. Gegen 2 Uhr trennten wir uns von der Spitze, genau unsere Spuren vom Herweg verfolgend. Am Fusse des obersten Ke-

gels fanden wir im Schnee die Namen unserer Gefährten, welche sich bis hieher geschleppt hatten und denen es bei mehr Zeit wahrscheinlich auch gelungen wäre uns bis auf die Spitze zu folgen. Da sie aber wussten, dass wir gegen 2 Uhr den Rückmarsch antreten würden, zogen sie es vor, uns einen Vorsprung abzugewinnen und wirklich holten wir sie erst wieder bei der grossen Platte am Lentapass ein. Auf dem Zaportgletscher angelangt, wanderten wir über den Gletscherstrom bis da, wo er südöstlich abbiegt, durcheilten das Purgatorium, kamen glücklich über die Hölle hinweg und trafen um 5 Uhr in der Zaportalp ein. Wir hätten noch hinreichende Zeit gehabt uns nach Hinterrhein zu begeben, zogen es aber vor, noch eine Nacht im Heu zu verbringen.

2. Die Ersteigung des Piz Rusein und Tödi, ausgeführt den 30. Juli 1861.

Von Dr. Th. Simmler.

Schon frühzeitig erwachte in mir die Lust, jene ewig weissen Berggipfel, jene Eisregionen kennen zu lernen, welche die Bewunderung unseres Vaterlandes veranlassen, so erhaben in die geschäftigen Niederungen herabblicken und an heissen

Sommernachmittagen mit ihren dumpfen Donner weithin verkünden, dass auch in ihrer Nähe nicht die Grabesstille herrsche, die dichterisch ihnen, jedoch mit Unrecht, zugeschrieben wird.

Das Leben verliert seine grossen Formen und seine Mannigfaltigkeit mit zunehmender Höhe, ohne aber zu erlöschen; das Organische wird nur allmählig vom Unorganischen an Ausdehnung übertroffen, eine totale Ruhe der Naturkräfte ist indess selbst auf den höchsten Gipfeln unserer Alpen nicht beobachtet worden. So lange das Auge noch sehen, das Ohr hören und der Gefühlssinn tastend empfinden kann, so lange darf man nicht von todtter Umgebung sprechen. Darum unverzagt hinauf zu den obersten Häuptern, vielleicht finden wir in derselben Zeit mehr Genuss, mehr geistige Erhebung und Erholung zugleich, da andere im luxuriösen Gedränge der Städte und Bäder ihre physische Weltanschauung zu erweitern trachten, oder idyllisch im feuchten Weidengebüsch am dunkeln See die Stunden verträumen.

Kann man sich auf solchen Erholungstouren der Wissenschaft in irgend einer Richtung nützlich machen, so wird ein dazu Berufener dies nicht versäumen, es vielmehr um so eher als seine Pflicht betrachten, je seltener solche Regionen besucht werden. Chemiker und Physiker werden freilich weniger Gelegenheit finden als der Geologe, Botaniker und Zoologe, meist aber nur, weil in der Regel zu ihren Beobachtungen Apparate und Instrumente erfordert werden, die sich als eine nicht kleine Inconvenienz bei Bergersteigungen herausstellen. Ich bitte daher zu entschuldigen, wenn meine erste Ersteigung des *Piz Rusein* und *Tödi* hier mehr nur als Notiz eines Orientierungsunternehmens erscheint, das für mich allerdings ausserordentlich genussreich war, in wissenschaftlicher Hinsicht aber

schon wegen der Eile, der man sich der Oertlichkeit halber befleissen musste, wenig erhebliche Resultate lieferte.

Der Tödi war schon seit Jahren der Zielpunkt meines Strebens in sommerlichen Ferientouren. Die überschwengliche Nässe des Jahres 1860 verhinderte mehrere Bemühungen und nur Gipfel, die 9000' nicht viel überragten, konnten von mir, namentlich im Glarnerlande, bewältigt werden; ich sollte an diesen gewissermassen erst meine Befähigung nachweisen, ehe mir gestattet wurde, mein Trachten dem höchsten Throne der nordöstlichen Schweizeralpen zuzuwenden.

Vom Glücke begünstigt war indessen der Sommer 1861. Ich kam eben von der Spitze des obern Kärpfstockes zurück und wollte mich zur Tödibesteigung in Stachelberg vorbereiten, als ich daselbst vernahm, dass ein Herr *Sand* von St. Gallen eingetroffen sei und zwar direkt vom Hausstockgipfel herabkommend, und nun beabsichtige den Tödi zu ersteigen. In kurzer Zeit hatte ich Bekanntschaft mit diesem muthigen Touristen angeknüpft, und wir wurden einig, die Ascension gemeinschaftlich zu unternehmen. Herr Sand hatte den Gemsjäger H. Elmer von Elm als Führer für mehrere Wochen engagirt und dieser Unerschrockene bestand darauf, obschon unbekannt mit dem Weg, den 1837 Thut und Vögeli von Linthal aufgefunden, die Führung allein zu übernehmen und verbat sich ausdrücklich das Engagement eines der sogenannten Tödiführer. Obschon ich mir Thut auserkoren hatte stand ich doch davon ab und wählte einen harmlosern Gemsjäger, den bekannten Gabriel Zweifel, dem die Tödiparthie gleichfalls neu war, dagegen einige Terrainkenntniss von der Röthi und Biferten besass.

Am 29. Juli Mittags verliessen wir Stachelberg und erreichten Abends 6 Uhr die Sennhütten der obern Sandalp. Die Auspizien waren gut; in ungetrübter Reinheit wölbte sich

der Sternenhimmel über dem wild-romantischen Hochthale. Wir legten uns schon um 9 Uhr ins Wildheu, um durch einige Stunden Ruhe uns zum frühen Aufbruch und den Strapazen des kommenden Tages zu stärken.

Noch strahlten die Sterne in schönster Pracht und das letzte Mondviertel schwebte über dem beeisten Rücken des Selbstsanft, das Dunkel der Gebirgswildniss mässig erhellend, als wir — Morgens 2 Uhr — schon die steilen Halden der Röthi emporklommen. Um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir auf dem Ochsenstock und blickten landauswärts, von wo, aus unbestimmtem Halbdunkel der beginnenden Dämmerung, die schwer erkennbaren Umrisse des Glärnisch, Fronalpstocks und Schänniserberges auftauchten. Im Westen über dem Geispützfirn begann der letzte helle Stern »Vega« zu erbleichen und 4 $\frac{3}{4}$ Uhr vergoldeten bereits die ersten Sonnenstrahlen die obersten Firnbänder des Tödi. Prof. Ulrichs Brochüre über die Ersteigung des Tödi wurde nunmehr um den Weg gefragt, über den wir auch nicht lange im Zweifel blieben. Um 5 Uhr frühstückten wir auf dem sogenannten Bifertengrätli oder Grünhorn (grünlicher Gneiss, auf dem man unmittelbar die gequälten Schichten des Röthikalkes aufsitzen sieht). Von hier aus betraten wir den Bifertengletscher und bogen Schlag 6 Uhr in die gefürchtete Schneerose ein. Die bisherigen Beschreibungen dieser sogenannten Schneeruns sind der Art, dass man leicht sich eine falsche, d. h. in Bezug auf das Romantische zu günstige Vorstellung von derselben macht. Möglich ist es indess, dass sie zu Zeiten schauerlicher aussieht, als wir sie diesmal angetroffen hatten.

Man denke sich den Bifertengletscher, wie er plötzlich aus einer höhern, Ost nach West gerichteten Thalstufe wild zerklüftet abstürzt, um nun, wieder glatter und gangbar, in NO Richtung umgebogen zwischen den hohen Felswänden des

Selbstsanft und des Tödi weiter zu fließen. Die südöstliche »gelbe Wand« des Tödi schiebe nun zwei riesige Felsennasen, die man beim Aufstieg rechter Hand hat, in den Gletscher vor und dieser buchte sich, zwischen denselben rückfluthend, spitzwinklig ein; zugleich werde die höher und südlicher gelegene Nase mit weniger steilem und niedrigem Rücken, die gleichzeitig als nördliche Einfassung des Gletscherfalles dient, zum Theil vom Hauptstrom überfluthet, so dass ab und zu gewaltige Eisblöcke in die aufsteigende Bucht herunterstürzen und daselbst liegen bleiben, so wird der Leser eine ziemlich richtige topographische Vorstellung von dieser Schneerose sich gebildet haben.

Wir hatten hier einen längeren Anstand, indem wir unentschlüssig waren, ob der Weg den Runs hinauf mit Anhalt an die untere Nase, oder über den Rücken der oberen Nase auf den Gletscher gehen sollte. Elmers Rekognition entschied für das Erstere. Es ist dies die steile Felspartie der »gelben Wand«, die ziemlich strapaziös und unter Umständen nicht ungefährlich sein kann wegen der dräuend überhängenden tiefblauen, colossalen Eismassen, des Bifertengletschers linker Hand und der Tödikuppe rechter Hand. Elmer, sonst ein unerschrockener, ja verwegener Kämpfer, mahnte fortwährend zur Eile, besonders wenn jenes unheimliche Schrillern im Eise sich hören liess und einzelne Eisbrocken sich lösten. Um 8 Uhr hatten wir glücklich die gelbe Wand erklimmen und stunden auf einer flachen Kalksteinplatte, von der wir ohne Mühe mit einem leichten Sprunge auf das 3. Gletscherplateau übersetzten. Hier ist offenbar die Stelle, bis zu der *Hegetschweiler* in den Jahren 1820 und 22*) vorgebrungen war; auf dieser Kalksteinplatte war es, wo er seine

*) Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden 1825. S. 80 und 84.

Versuche über die Verbrennung, den Kohlensäuregehalt der Luft, und die Häufigkeit des Pulsschlages vornahm, und hier zeigt sich der von dem überhängenden Firn herabfallende in Staub sich auflösende und Regenbogenfarben zeigende Wasserfall, von dem Ulrich, Studer und Siegfried im Jahre 1853 vielleicht aus zufälligen Gründen, nichts sahen; hier erst wird man des Urlaun, des Stockgron und Bleisasverdas ansichtig.

Hegetschweiler schreibt S. 85, nachdem er sich etwas über die Klarheit der Aussicht beklagt: »Zunächst vor uns lag, etwas östlich, ein Grat aus dem mehrere schwarze Felsen hohläugig guckten, wahrscheinlich der Porphir der Bündner, noch östlicher der Grat Urlaun, der runde glänzend befirnte Platalva und dicht neben ihm nördlich der Biferten oder Durgin und von diesem südlich die Felsen aus Frisalthal. Einzig nach Westen bemerkte man an dem Rücken des Bleisasverdas (Grünfleck) Piz Melen (Gelbstock) gegen den Stockgron (grosser Stock) deutlich einen Gletscher mit gewaltigen Eiszacken, der sich gegen die Wand des Ruseins hinaufzog.« Der unbestimmte Ausdruck »zunächst vor uns« lässt Zweifel entstehen, welchen Grat er eigentlich meint; nach seiner Situationskarte aber ist sicherlich jener sattelförmige von Süd gen Nord herumgebogene Grat mit den allerdings schwarz und hohläugig aus dem blendend weissen Firn abstechenden Felsen verstanden, der die breite Urlaunkuppe mit dem Stockgron und Bleisasverdas verbindet und den er mit dem Namen »Porphir« belegt.

Was Hegetschweiler für den Platalva ausgibt ist nichts anderes als jener firnbeladene, gewölbte, steile Abhang zwischen Urlaun und Durgin, gewöhnlich von den Linthalern »Bündnertödi« genannt; hinter ihm erst lugen die schwarzen Felszacken des Frisalstockes verstohlen herüber. Der Bifer-

tenstock imponirt immer noch als eine stolze Kalksteinpyramide mit giraffenartigem, befirntem Rücken und einem ganz schmalen spitzigen Horne auf dem Scheitel. Platalva ist erst nördlich von jenem als langgestreckter horizontaler Eisrücken bemerkbar.

Es ist somit unbestreitbar, dass das Verdienst, die Hauptschwierigkeit einer Besteigung des Tödi vom Bifertengletscher aus, die gelbe Wand nämlich, zuerst überwunden zu haben, *Hegetschweiler* und seinem Führer *Hans Thut* (Vater des Thomas, dem neuern Tödi Thut) gebührt. Wenn die Expedition von 1853, vorausgesetzt sie habe am richtigen Orte gesucht, von Hegetschweilers Flasche nichts fand, so ist das nicht zum verwundern. Innerhalb 30 Jahren konnten allerlei Ereignisse jenen Felsvorsprung unweit des Wasserfalles mit sammt der Flasche zerstört und der überwuchernde Gletscher konnte schliesslich alles wegrasirt haben. Es ist billig, wenn man einem Manne, der so viele, ja die meisten Verdienste um die Kenntniss der Tödi umgebung und die Auffindung der Durchfahrt zu dieser stolzen Gletscherzinne aufweisen kann — wenn man demselben ein Denkmal setzt. Ich erlaube mir daher die Ruhestation auf der Höhe der gelben Wand, von der aus man unmittelbar das 3. Firnplateau betritt, um den Gletscher bis zur Kuppe nicht mehr zu verlassen, «*Hegetschweilers Platte*» zu nennen; denn hier kann man mit Tell ausrufen »sei das Aergste überstanden.« Von hier aus beginnt der Gletscher unmittelbar sich stark nach unten zu senken und zu zerklüften, so dass er unterhalb dieser Platte gänzlich ungangbar wird. Man befindet sich hier an einem ziemlich geborgenen Ort; die noch einige Tausend Fuss fast senkrecht emporstrebenden Felswände bilden einen Winkel, eine Art Nische sind aber von dräuend, wenn auch herrlich blau schimmern den Eismassen gekrönt, die allmählig sich vorschiebend ab-

brechen und auf den Bifertenfirn hinübergeworfen werden, wie man aus den Blöcken entnehmen kann, mit denen er gleich Anfangs übersät erscheint.

Nach einem 2. Frühstück setzten wir, 20 Minuten nach 8 Uhr, unsern Weg fort anfangs an einigen furchtbar gähnenden, weitklaffenden Spalten vorbei und über mehrere sogenannte Schneebrücken. Der Firn war gediegen und wir kamen rasch vorwärts, in westlicher Richtung steuerten wir gerade auf den Stockgron zu. Das 3. Firnplateau bildet, wenn man so sagen darf, ein sanft ansteigendes Hügelgelände, hie und da von respectabeln Schründen durchzogen. Um 9 Uhr waren wir am Fuss des Stockgron angelangt, da wo sich der Gletscher plötzlich nach Norden umbiegt und mit mindestens 30—40° Böschung sich aus dem Sattel zwischen Tödi und Rusein herabschwingt. Die Beschreibung wie auch die Abbildung in Ulrich's Ersteigung ist so klar, dass ich keinen Augenblick zweifelhaft war über die Situation und den Aufstieg. Elmer meinte eine Zeit lang, gerade wie 1837 bei den ersten Versuchen Thut und Vögeli, man müsse in der Kehle zwischen Firn und dem felsigen Postament der Tödikuppe, rechter Hand emporklimmen, das sei der kürzeste, und wohl auch der Weg, den Prof. Ulrich, Studer und Siegfried genommen hätten. Ich beharrte indessen darauf, dass wir unsere Schritte gerade nach der Mitte des Sattels zu nehmen hätten; von dort könnten wir dann wählen zwischen Tödi rechts und Rusein links. Endlich setzten wir uns auch dieser Meinung gemäss in Marsch. Hier bewies nun Elmer ein echt alpin-glaciales Pilotalent. Zwischen furchtbar gähnenden bei 60 Fuss breiten Gletscherspalten, in denen mitunter selbst wieder haushohe Blöcke jenes streifigen oder gebänderten Eises lagen, ging es auf oft schmalen Brücken hindurch. Der verminderte Luftdruck äusserte seinen Einfluss durch Er-

müdung der Beinmuskeln und Erschwerung der Respiration. Alle 50—100 Schritte machten wir einige Secunden Halt, um uns Zeit zu einer recht tiefen Inspiration zu gönnen. Um halb 10 Uhr befanden wir uns in der Höhe des westlichen Stockgron und des südlichen Urlaun und begrüßten bereits über diese hinweg die zahllosen Schneegipfel Graubündens. Der Bifertenstock ergab sich aber noch nicht, wir befanden uns noch erheblich unter der Niveaulinie seines Scheitels. — Elmer, der nun sah, dass die Sache gewonnen war, hatte in seinem Eifer keine Ruhe mehr; rastlos drang er aufwärts, hinter ihm her fast eben so rüstig Herr Sand, ich liess mir dagegen mit Zweifel etwas mehr Zeit um die Umgebung zu studiren und Notizen machen zu können; als wir, circa $\frac{3}{4}$ 11 Uhr, ebenfalls keuchend auf der Höhe des Sattels ankamen und das grosse, dreieckige, sanft zum Sandgipfel abfallende Plateau vor uns erblickten, hatten wir die Sicht der beiden andern verloren; sie mussten offenbar den nahen Tödiggipfel schon erstiegen und sich dann östlich nach jener Firnkante gewandt haben, die von Stachelberg aus so schön gesehen wird.

Ich fasste nun sogleich den Entschluss, nach dem noch unerstiegenen Rusein aufzubrechen, der sich als eine parallelepipedische Eismasse auf felsigem Postament aufsitzend darbot. Man biegt im Bogen um, nach Süden zu, und gelangt bald auf einen giebelförmig zugeschärften Firn, über den man balancirend hinwegschreiten muss. Hier zeigte es sich, dass Gabriel Zweifel kein Hochgebirgsführer war, wovon ich übrigens schon Proben bei der Hochkärpfersteigung am 26. Juli dieses Jahres erlebt hatte. Zweifel versagte auf einmal den Vortritt und überliess es mir zu gehen wohin ich wolle. Wir banden uns daher mit Hülfe des Seiles auf 20 Fuss Distanz zusammen und nun schritt ich vorsichtig, jedoch unerschrocken

dem noch nie betretenen Ziele zu. Zum ersten Male sah ich jetzt von dieser Höhe auf die obere Sandalp und den Sandgletscher hinunter, linker Hand stürzte der Firn nach gähenden Spalten des Bifertengletschers ab. Er war gediegen und erlaubte einen festen Auftritt. Nach etwa hundert Schritten war die equilibristische Probe glücklich bestanden und im Augenblick waren wir am Fuss der Eiswand, die von einer starken Firnkruste bedeckt war und deshalb trotz der Steilheit gestattete, durch feste Fusstritte sich eine Treppe zu schaffen. In wenig Secunden hatten wir die 15 bis 20 Fuss Höhe überwunden und wir sahen uns auf einer ganz planen nur wenige Grade nach Süden geneigten Eisfläche von elliptischem Umriss, die kaum für 20 Mann Stehplatz geboten hätte — der stolze Rusein war besiegt! Es war 5 Minuten vor 11 Uhr.

Unter so günstigen Verhältnissen ist der Tödi wohl kaum je betreten worden. Auch nicht die leiseste Andeutung eines Wölkchens oder eines Duftes um die Bergspitzen; tadellose Klarheit, nur nach Norden, in den Ebenen von Augsburg und Ulm verflossen Himmel und Erde in unbestimmter Färbung ineinander. Die Sonne strahlte klar an dem herrlich blauen Firmament, das mir indess weniger dunkel vorgekommen ist, als am 3. August 1853, 3000 Fuss tiefer, vom Sandgrate aus.

Es ist unbeschreiblich was man hier alles übersieht, und schon das Bewusstsein, zu den wenigen Sterblichen zu gehören, welche von diesem Standpunkte aus das herrliche Stück Erdoberfläche mit einem Blicke zu betrachten das Glück hatten oder noch haben werden, versetzt uns in eine ganz eigenthümliche Stimmung. Ich hatte schon viele Höhen von 9—10000 Fuss in Glarus, Bündten, Bern erklimmen, aber ich muss gestehen, dass ich mit der Ruseinaussicht keine auch nur entfernt vergleichen darf. Das Panorama ist zirkelrund,

denn es steht uns nichts vor den Augen, wir sehen über alle näheren Spitzen hinaus, wir sehen auf ihre Scheitel hinunter. Der ganze Zug der Centralalpen vom Orteles bis hinter den Monte rosa und Montblanc steht in Reih und Glied entwickelt, einer Armee in Schlachtlinie zu vergleichen, vor uns.

Dieses bietet die südöstliche Hälfte unseres Horizontes; die nordwestliche scheint begrenzt durch die Jurakette, den Schwarzwald und die rauhe Alp, die Rechnung zeigt, dass die Gesichtslinie in Folge der Erdkrümmung etwa auf den Höhen hinter Augsburg und Regensburg im NO einschneiden muss.

Ich enthebe mich hier einer vollständigen Beschreibung der Aussicht, da sie zum Theil schon in Ulrich's Tödi-Steigung S. 68 gegeben ist. Einige Specialitäten muss ich aber anführen, weil frühere Besteiger des Tödi sie gar nicht bemerken konnten und die gerade den grossen Vorzug des Ruseingipfels vor dem Tödigipfel bedingen.

Vom Rusein übersieht man nämlich ganz bequem die obere Sandalp sammt den Hütten und man glaubt die Stimme müsse zu diesen hinunter dringen. Schauerlich steil stürzen die befirnten Wände westlich nach dem Sandgletscher und Sandgrat ab, aus dem der düstre Crap Glarunna (Kl. Tödi) melancholisch zu uns aufschaut. Ebenso liegt die ganze Alp Rusein, Cavrein und Cavardiras zu unsern Füßen ausgebreitet. Wunderbar schön überblickt man das Firnmeer zwischen Catscharauls, Clariden, Scheerhorn und Düssistock, doch ist man nicht hoch genug um die Hüfialp wahrzunehmen.

Von allem diesem konnten die frühern Besteiger nichts sehen, weil sie den niedrigeren Gipfel des Tödi zum Standpunkt wählten, der dann allerdings den Vortheil hat, direkte Aussicht auf Linthal und Stachelberger Bad zu bieten, um

die Leute, die vielleicht mit Spannung oft nach dem Tödi blicken, von der glücklichen Ausführung des Unternehmens avertiren zu können.

Weder vom Rusein noch vom Tödi sieht man direkt nach Chur, sondern nur an den Pizoggel- und Mittenberg; dagegen habe ich ganz bestimmt über den Rücken des Grepliun (Selbstsanft) und den Kistenstock hinweg die Häuser von Maladers und Calfreisen erkannt. Dass man Chur nicht sehen kann ist lediglich der Vorsprung des Calanda bei der goldenen Sonne Schuld. In die Stadt Zürich dagegen schaut man mit dem Fernrohr förmlich hinein, ebenso nach Luzern, jedoch nur vom Rusein aus; das Kulmhaus auf dem Rigi kann man ganz bequem inspiciren. Dass man den Bodensee übersieht braucht kaum gesagt zu werden.

Da meine eigentliche Absicht war, meinen Rückweg nach der Ruseinalp einzuschlagen, und damit zugleich die Ersteigbarkeit des Piz Rusein und Tödi von der Bündnerseite her zu constatiren, so recognoscirte ich sorgfältig das Labyrinth von Lucken in dem zerhackten Grate, der steil abfallend grad nach Süden den Rusein mit dem Stockgron (Piz Rusein der Dufourkarte 3478 Met.) verbindet. Aus der Lucke zwischen Piz Mellen und Bleisasverdas*) schwang sich ein Gletscher etwas steil gegen die Ruseinalp ab, da wo er aufhörte begann eine langgedehnte, wie es schien ganz versandete Schutthalde, die zu betreten keine Schwierigkeit haben konnte, sie musste direkt, ohne Abstürze, zu der Thalsohle geleiten. Andererseits schien auch die westliche Abdachung des Stockgron vollkommen zugänglich.

*) Diese Namen sind meines Wissens zuerst von Hegetschweiler literarisch angewendet worden. Der Bleisasverdas ist der zunächst unter dem Rusein befindliche Gipfel des obgenannten sägezähnigen Grates, darauf folgt niedriger der Piz Mellen und noch niedriger Stockgron, der alsdann durch einen horizontal gekrümmten Grat mit Urlaun zusammenhängt.

Nach den Mittheilungen des Herrn Prof. *A. Escher von der Linth* wurde am 11. August 1834 von ihm, Dr. *Steiger* aus Luzern und *Hegetschweiler* in Begleit dreier Führer, die sich rühmten den Tödigipfel erstiegen zu haben, von der Ruseinhütte aus der Versuch gemacht, den Stockgron und von da aus die Tödispitze zu gewinnen. Bis zu dem kleinen Gletscher, der aus einer der Lucken herabstieg, wäre alles gut gegangen, das Betreten desselben war aber seiner Steilheit und Glattheit halber nicht ohne einige Gefahr, da ein Ausgleiten felsigen Abstürzen zugeführt hätte; zudem erwiesen sich die drei angeblichen Tödibesteiger an dieser Stelle auch nicht als die wahren Jakobe und endlich drohte das Wetter sich zu verschlimmern. In Anbetracht dieser drei fatalen Umstände wurde die Expedition aufgegeben. (Vergl. auch Ulrich S. 32.)

Ich habe meinerseits die feste Ueberzeugung gewonnen, dass der Rusein von der Bündnerseite aus erstiegen werden kann. Es ist möglich, dass das Erklettern der westlichen Wände des Stockgrons oder Piz Mellen noch etwas strapazioser ist als die Partie an der gelben Wand des Biferten, dessen ungeachtet muss der Zeitaufwand bis zur Ruseinspitze ein beträchtlich geringerer sein.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Ueberschreitung des Grates Rusein-Stockgron im Jahre 1824 am 1. September durch die beiden Gefährten *Spescha's* — *Placi Curschellas von Trons* und *Augustin Bisquolm von Dissentis* — wirklich stattgefunden hat, und dass dieselben über den steilen und hohen Firnwall des Bifertengletschers empor bis auf die Sattelkante zwischen Rusein und Tödi gestiegen sind, wo sie dann, ihrer Aussage entsprechend, die zwei Schneekuppen (Rusein und Tödi) in der Mitte (im Sandgipfel) winkelartig zusammenstossen sahen. Aus der Phantasie kann eine so getreue Schil-

derung unmöglich geschöpft worden sein. — Dagegen bleibt es immer zweifelhaft, sogar unwahrscheinlich, dass die beiden wirklich auf einem der obersten Tödigipfel resp. auf der Ruseinplatte ihr Mittagsbrod verzehrt haben, sondern es spricht vielmehr alles dafür, dass sie sich begnügten, nach so vielen Mühseligkeiten auf dem Sattel angekommen zu sein, von dem aus man sehr leicht beurtheilen kann, dass der Rusein der höhere der beiden Tödigipfel ist. Die Aussicht ist hier schon so unermesslich, dass sie den weniger interessirten Bewohner der Berge vollkommen befriedigt. Wären Curschellas und sein Gefährte auf dem Eiskasten des Rusein gesessen, so hätten sie gewiss nicht ermangelt, dem Pater Spescha zu erzählen, wie sie gleichzeitig die Sennhütten auf Rusein- und Sandalp übersehen, wie der Berg furchtbar steil nach dem grossen Sandgletscher auf der Glarnerseite abstürze und der Gipfel nur durch Ueberschreitung eines giebelartigen Firngrates von der Breite einer Fusssohle zu erreichen sei.*)

Als ich am 28. August in Dissentis mich nach den Spescha'schen Begleitern erkundigte, hiess es, dass sie beide noch lebten. Leider blieb mir nicht die Zeit dieselben aufzusuchen.

Wenn daher *Hegetschweiler* das Verdienst gebührt, die wesentlichen Hindernisse der Tödi-Steigung von der Glarnerseite her, via Bifertengletscher, schon im Jahre 1822 überwunden zu haben, so fällt dagegen der Ruhm, zum ersten Male, durch eigene Anschauung, von dem grossen überfirnten Scheitelplateau des imposanten Tödi in Kenntniss gesetzt worden zu sein, auf die Bündner *Curschellas* und *Bisquolm*,

*) Ich verweise hier auf meines Freundes *Theobald* treffliche Schilderungen der Bemühungen des verdienten Pater Spescha, die authentisch sind, da ihm die Manuscripte Spescha's zu Gebote standen. S. dessen „Bündner Oberland“ S. 70. Vergl. auch *Ulrich* S. 10.

indirekt aber auf *Spescha*, welcher der intellectuelle Urheber des Unternehmens war, 1824.

Der ziemlich stumpfe Tödikegel oder die Tödispitze der Glarner ist offenbar schon von den 3 Linthalern: *Vögeli* Vater und Sohn und *Thomas Thut* am 10. August 1837, und 8 Tage später von *Dürler* erreicht worden, das beweist der Umstand, dass sie Linthal und das Stachelbergerbad sehr deutlich erkannten und von dort aus Salutsignale empfiengen; auf dem Sattel wäre das nicht möglich gewesen. In der That ist vom Sattel aus die Ersteigung des Tödikulm (man kann eigentlich kaum mehr von Steigen reden, denn der Firn geht ganz sanft in die Höhe) in 5 Minuten bewerkstelligt. Die Expedition von 1853, bestehend aus den Herrn Prof. *Ulrich*, Statthalter *Studer* und Antiquar *Siegfried* kann daher im Ernste nicht wohl die Priorität in Bezug auf die Erreichung des Tödigipfels beanspruchen. Dagegen darf ich die Ehre, den eigentlichen und höchsten Gipfel des Tödi, den kühn geformten Rusein (der von Zürich aus allein gesehen werden kann) zuerst betreten zu haben, mit allem Rechte für mich und meinen kühnen Gefährten *H. G. Sand jr.* aus St. Gallen, überhaupt für die Expedition am 30. Juli 1861 in Anspruch nehmen.

Wir wollen nicht bestreiten, dass alle früheren Besteiger den Rusein so gut hätten erreichen können wie wir, und es ist nur zu verwundern, dass keine Expedition diesen Einfall hatte, resp. dass keiner der Unternehmer so unabhängig war, die Aussicht nach Stachelberg eventuell Preis zu geben.

Der Leser wird sich erinnern, dass ich einstweilen mit meinem Führer Zweifel immer noch allein mich auf dem Rusein befinde und daher die historischen Bemerkungen entschuldigen, die sich an diesen Standpunkt anknüpfen und von mir in der Pause erörtert wurden.

Es wehte ein mässiger Westwind, der aber auf die Dauer recht schneidend wurde. Das Thermometer zeigte 6° C., sank aber bis zu unserm Aufbruch bis auf $4\frac{1}{2}^{\circ}$. Leider entbehrte ich eines Barometers und anderer Instrumente zu physikalischer Beobachtung; mit dem geognostischen Compass war nicht viel auszurichten; ein Versuch den Tiefenwinkel des Tödi zu messen gab wegen des Windes und der Kälte kein sicheres Resultat; ich schätzte den Ruseingipfel um circa 100—150 Fuss höher als den Tödigipfel. Die trigonometrische Messung, die sich auf die höhere südl. Ecke der abgestutzten Tödi pyramide, also auf den Rusein bezieht, vom Uetliberg und der Weid bei Zürich aus visirt, weist eine Höhe von 3622.3 Meter auf. Prof. Ulrich's barometrische Messung des Tödigipfels ergab 3607.02 Meter. Die Unsicherheit barometrischer Resultate hier ausser Acht gelassen, ergibt sich eine Differenz von 15,3 Met. Es wäre demnach der Rusein nur 51 Fuss höher als der Tödi. Dieses Ergebniss scheint mir doch etwas niedrig, namentlich in Betracht einer von mir am 26. Juli von der Spitze des Hochkärpf aus absichtlich aufgenommenen Zeichnung der beiden Gipfel.

Wir sassen schon bald $\frac{3}{4}$ Stunden auf dem Firn des Rusein und immer noch blieben die beiden übrigen unsichtbar, was mich nicht ohne etwelche Besorgniss liess. Da endlich tauchten sie hinter dem Tödigipfel, diesem zueilend, auf. Ich schwang das rothe Flaggentuch an meinem behammerten Bergstock hoch in die Luft, worauf das Signal alsbald erwiedert wurde. Sie verweilten nur kurze Zeit und verfügten sich alsbald zu unserm Standpunkt. Der siegestrunkene Elmer war mit Herrn Sand weit östlich über den Tödigipfel hinaus nach jener tiefer liegenden Ecke oder Firnkante gegangen, die am bequemsten von Stachelberg aus gesehen werden kann. Es war halb 11 Uhr, als sie auf diesem Standpunkte vom Balkon

des Stachelberger Bades aus durch die Fernröhren beobachtet wurden. Als bald erwiederten die Badgäste den Flaggengruss der kühnen Wanderer durch Ausstecken einer colossalen aus rothen Tischteppichen zusammengesetzten Fahne. Auch in den Strassen des Dorfes Linthal sammelten sich die ungläubigen Leute, die mit starkem Kopfschütteln ironisch uns gestern glückliche Reise gewünscht hatten; denn es war bekannt, dass wir ohne einen der berühmten Tödimänner das Unternehmen wagen wollten.

Die Stelle, wo unsere beiden Gefährten standen, war offenbar noch von keinem Menschen betreten worden; in der Ueberzeugung nun, dass mit der Zeit sich eine Specialtopographie des Tödi berges ausbilden werde und um die Verdienste des kühnen Gemsjägers zu ehren, nenne ich sie den *«Elmerboden.»*

Dass wir nun auf der Eisplatte des Rusein eine gutgebratene Gans, nebst einer Flasche Medoc, welche wir mit genommen, als »gute Gaben Gottes« betrachteten, ça va sans dire. Nach der Mahlzeit entschlossen wir uns um so eher zum Aufbruch, als der gar nicht angenehme Wind uns die Glieder erstarren machte und nicht Raum genug war, uns gehörige Bewegung zu geben. Steine fanden sich keine hier um eine Pyramide zu errichten, unsere Stöcke konnten wir nicht zurücklassen; als einziges Andenken liessen wir daher unsere geleerte Medocflasche zurück, indem wir sie bis zu $\frac{3}{4}$, verkehrt in den körnigen Firn eingruben. Natürlich hatten wir einen Zettel mit unsern Namen und Datum etc. versehen eingeschlossen.

Die Flasche musste sich durch die Wirkung der Sonnenwärme allmählig selbst tiefer eingraben und gegen Zufälle schützen. Wenn nun dieser Eiskasten nicht von Zeit zu Zeit abbricht und in die Tiefe stürzt, so möchte es wohl sein, dass

man die Flasche nächstes Jahr bei einem Bohrversuche noch antrifft.

12 $\frac{1}{4}$ Uhr sagten wir dem Rusein Lebewohl. Auf der Sattelkante angelangt, eilte ich mit Zweifel dem Tödigungipfel zu, indess Herr Sand und Elmer uns warteten. Unmittelbar unter der Spitze zeigte sich noch eine schwarze schauerlich tiefe fast ganz mit Firnschnee überbedeckte Spalte, die ich um ein Haar übersehen hätte. Oben angelangt liessen wir unsere rothen Flaggen wehen und musterten mit den Fernröhren Stachelberg und Linthal. Es liess sich Niemand mehr blicken, die Gäste sassen an der Tafel. — Die Aussicht ist natürlich bis auf das schon Erörterte die gleiche. Von den nah liegenden Höhen imponirt noch am meisten der Durgin oder Bifertenstock, der mit seinem spitzen Horne neidisch dem Tödi den Rang streitig machen zu wollen scheint; es gelingt ihm aber nicht. In den Karten und in Zieglers Hypsometrie ist der Bifertenstock zu 3285,2 Meter angegeben, also nicht weniger als 337.1 Met. oder 1124 Fuss niedriger als der Tödi. Jeder, der auf dem Tödi war, hat gesehen, dass eine solche Differenz eine Unmöglichkeit ist. Nach Erkundigungen bei Herrn Denzler bezieht sich nun auch jene Höhenangabe nicht auf den Gipfel des Biferten, sondern auf jene Felsenecke (von der gelben Wand aus gesehen), die unmittelbar unter seinem befirnten Scheitel sich ablöst. Herrn Ingen. Denzlers Einschnitt auf Uto und Weid ergab für die Durgin Spitze die weit rationellere Zahl 3463.7 Meter, so dass die Differenz auf 158,6 Meter oder 529 Fuss herabsinkt. Um 12 $\frac{3}{4}$ hatten wir uns wieder auf dem Sattel bei den Zurückgelassenen eingefunden. Der Gang von Piz Rusein nach Piz Tödi nimmt also höchstens 20 Minuten Zeit in Anspruch. Noch muss ich beifügen, dass ich gleich Dürler und andern nicht alles Leben auf dem Tödiplateau erstorben fand. Als

ich im Begriff war nach dem Rusein umzubiegen, flatterte ebenfalls ein *Papilio brassicæ* in sehr tragem Fluge über den Firn, so dass ich ihn leicht erhaschen konnte. Ich bereue, ihn nicht mitgenommen zu haben. — Wir banden uns nunmehr rasch an das lange Seil in 15 Fuss Distanz, voran Elmer, dann Sand, ich und Zweifel, der den Schluss bildete. Und nun, 12³/₄ Uhr, nahmen wir Abschied von der erhabenen Höhe. Der Schnee hatte sich mittlerweile erweicht und wir sanken tief ein. Mehrmals stürzte dieser und jener in verborgene Klüfte bis an die Schulter, konnte aber schnell wieder herausgehoben werden. Später setzten wir uns alle und rutschten mässig schnell der Tiefe zu, die Schlangenlinien unsers Aufstiegs durchschneidend.

Da Herr Sand mit seinem Führer nicht Lust bezeigte die Entdeckungstour nach Alp Rusein zu unternehmen, so entschloss ich mich, wohl einsehend, dass mit meinem Zweifel allein die Sache risquirt wäre, bei der Caravane zu bleiben. Am Fusse des Stockgron, da wo der Gletscher wieder ebener wird, folgten wir daher unsern Fusstritten von heute Morgen. Das Fortkommen war diesmal weit beschwerlicher wegen des Einsinkens. Kurz bevor wir »Hegetschweilers Platte« erreichten, fanden wir unsere Spur mit vielen frisch gefallenen grossen Eisblöcken verschüttet. Wir eilten desshalb so rasch als möglich und fassten um 2 Uhr Posto auf der Höhe der gelben Wand. Hier machten wir eine Viertelstunde Pause, um abzuwarten bis die Sonne nicht mehr direkt die Eiszacken ob der Schneerose beschien. Ein stäubender Wasserfall hieng jetzt in der That über uns und fortwährend flogen kleine Steinchen mit sausendem Ton an unsern Ohren vorbei; 2¹/₄ Uhr banden wir uns wieder jeder von seinem Führer gehalten an die Seile, um die gelbe Wand hinunter zu klettern. Elmer war die Seele der ganzen Descension; er lotste Sand, mich

und Zweifel über die mannshohen senkrechten Abstürze herunter, das Seil doppelt über die Achsel gezogen und mit Händen und Füßen sich in einen Felsenwinkel mit allen Leibeskräften einstemmend. Alles gieng gut. Im spitzen Winkel der Schneerose angelangt eilten wir so sehr als möglich und befanden uns bereits um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr auf dem zweiten Plateau des Bifertengletschers. Eine Viertelstunde später liessen wir uns am Seil wieder über die Eiswand herunter, um in zwei Minuten auf dem Grünhorn oder Bifertengrätli eine Rast zu machen. Kurz vorher stürzte Zweifel noch köpflings in einen Gletschertrichter, der glücklicherweise nicht tief genug war, um ihn verschwinden zu lassen. 20 Minuten nach 4 Uhr wurde nach dem Bifertenalpkessel aufgebrochen, eine noch etwas missliche Passage wegen der mit Eis vermengten langen Geröllhalde. Einige Schneehühner wurden bei dieser Gelegenheit aufgescheucht und unten auf der Alp präsentirte sich vor dem Eingang einer durch einen Felsblock geschützten Höhle eine Familie Murmelthiere, die sehr putzig ihre Männchen machten. 5 $\frac{1}{2}$ Uhr ruhten wir zum letzten Male in den Strahlen der Abendsonne auf der Höhe des Ochsenstockes und Abends 7 Uhr kamen wir wohl erhalten in den Hotels der Obersandalp an.

Fassen wir alles zusammen, so dürfen wir behaupten, es sei der Tödi wohl noch nie unter so günstigen Verhältnissen erstiegen worden. Wir marschirten von Morgens 2 Uhr bis 10 $\frac{1}{2}$ Uhr resp. 11 Uhr Vormittags, also 8—9 Stunden von den Obersandalphütten aus gerechnet, im Aufstieg, und bedurften einschliesslich der etwas starken Rasten 6 $\frac{3}{4}$ Stunden zur Descension. Dabei waren der Tödigipfel und der Rusein besucht worden, was bisher noch keine Expedition sich getraut hatte. Die wissenschaftliche Ausbeute war freilich gering, wie bei allen Orientirungsreisen, die in Regionen von

12000 Fuss hinaufreichen. Was ich hier Neues in geologischer Beziehung constatiren kann, das ist das Vorkommen der bunten (roth und grünen) Schieferthone (Verrucano) an der gelben Wand. Dieselben sind in steiler Lagerung mit schwarzvioletten knotigen Schiefern, ganz entsprechend denjenigen am Fuss des Hahnenstockes, gepaart. Sie ruhen unter dem gelben Röthikalk und auf dem grünlichen krystalinischen Gneiss (Alpinit). Es mangelt somit das geognostische Glied des Verrucano am Tödi so wenig wie an andern Stellen des Glarnerlandes, nur ist es weniger mächtig entwickelt; es tritt zurück von der massigen Ausbreitung gerade so wie an der ganzen Westseite des Linthales. — Wie diese Verhältnisse, so sind auch die merkwürdigen Anthracitschiefer am Röthigletscher, genauer zu studiren. Der letztere ist ein schwarzer feinflaseriger bis blättriger Schiefer mit Gängen und Adern eines honiggelben Quarzes, in welchem stark glänzende Anthracitstückchen von meistens tetragonaler Form und Erbsengrösse eingebettet liegen; sie fallen beim Zerstufen öfters heraus und hinterlassen scharfe glänzende Abdrücke ihrer Flächen.

Mit dem entschiedenen Vorsatze, wenn je die Verhältnisse es erlauben, nächsten Sommer den Tödi wieder zu besuchen und alsdann mehr auf wissenschaftliche Beobachtung zu verwenden, schliesse ich diese Skizze einer mir unvergesslichen Hochgebirgstour.

